Meinungen

Baustelle

Wenn der wahre Luxus fehlt

Unser Kolumnist hat bisher immer nur in einer Schicht gelebt. Und er fragt sich: Warum schwärmen wir von den gutbürgerlichen Wohnungen aus dem 19. Jahrhundert?

Benedikt Loderer

Ach, diese Sehnsucht nach Luxus! Das süsse Gift der Wunschproduktion infizierte mich beim Blättern in einem Möbelkatalog. Darin war die Ausstattung für den gehobenen Mittelstand ausgebreitet.
Da machte ich eine Entdeckung. Nicht die Tische, Stühle und Betten machen mir Eindruck, nein, es sind die Räume, in denen sie präsentiert werden. Noch genauer:
die Raumhöh

Ein abgebildeter Designklassiker ohne Umgebung und Hintergrund lässt mich kalt. Erst wenn er in einem sorgfältig ausgesuchten Raum steht, mit den nötigen Blumen geschmückt und bestückt mit Coffeetable-Books, erst dann weckt er mein heimliches Begehren. Genauso möchte ich's auch haben. So gediegen, so stilvoll, so hochklassig.

Mein Auge schweifte durch die Reklamen, und da merkte ich: die Raumhöhe! Selbstverständlich sind alle diese Vorzeigewohnzimmer riesig, der Ausblick durch die Fensterwand grandios, doch erst die hohen Räume machen den Unterschied. Da wurde mir bewusst, dass ich bisher immer nur in einer Schicht gelebt habe.

Zwischen Boden und Decke waren stets nur so 240 Zentimeter. Ich lebte gestapelt, eingeklemmt, ich war immer nur der Käse im Sandwich. Wer aber Klasse hat, der hat Raumhöhe, sie ist der wahre Luxus heutzutage. Raumhöhe adelt. Ein Wohnzimmer von 30 Quadratmetern in der gestapelten Raumschicht einer Eigentumswohnung, das hat heute jeder Prokurist.

Stilhaben jedoch beginnt bei über drei Metern. Die Bilder im Katalog beweisen das. Da finde ich zuerst die Residenzen, Häuser von guten, modernen Architekten. In denen gibts eine Galerie, sprich einen doppelt hohen Wohnraum mit



In den Bauvorschriften wurde Ende des 19. Jahrhunderts eine minimale Raumhöhe festgeschrieben. Foto: PD

innen liegendem Balkon. Da wohnte ich ruhig, da atmete ich frei, da wäre ich im Zentrum die Mitte.

Warum schwärmen wir von den gutbürgerlichen Wohnungen aus dem 19. Jahrhundert? Wegen der hohen Räume. Im Katalog stehen die modernen Möbel drin und beeindrucken mich mit Wohnkultur.

Ich lasse den Möbelkatalog sinken und frage mich: Warum muss ich in Schichten leben, seis zu Hause oder im Büro? Weil die Raumhöhe kostet. Man spart sie mir weg. Dabei hat das doch so hygienisch und menschenfreundlich angefangen. In den Bauvorschriften wurde Ende 19. Jahrhundert eine minimale Raumhöhe festgeschrieben, die verhindern sollte, dass die Spekulanten zu niedrige Wohnungen bauten, genauso wie man ein Minimum an Fensterfläche festlegte.

Doch dann trat der Zebrastreifeneffekt in Kraft. Seit es diese gibt, kann man die Strasse nur noch auf ihnen überqueren, vorher war die ganze Strasse für jedermann frei. Aus Schutz wurde Zwang. So auch die Raumhöhe. Seit es Minimalvorschriften gab, genügte dieses Minimum, mehr war nicht mehr nötig. Die Schicht wurde zur Norm.

Vorher galt, dass die Höhe in einem Verhältnis zur Raumgrösse stehen müsse, je grösser das Zimmer, desto höher die Decke. Das ist nicht mehr nötig, denn unterdessen haben wir ja die mechanische Lüftung erfunden und die Klimaanlage noch dazu.

Ich erinnere mich, wie ich als Bub im Lichthof der Warenhäuser Loeb oder Kaiser gestanden bin und durch alle Geschosse hinauf zur Glasdecke blickte. Ein Schauder von Ehrfurcht rieselte mir durch die Seele. Heute sind da Schichten eingefüllt, schaudern macht mich ihre Banalität. Derweilen läuft die Lüftung einwandfrei.

In einem halben Jahrhundert haben wir die Wohnfläche pro Kopf verdoppelt. Leider wuchsen wir nur in Schichten. Die wurden vor allem tiefer. Die Gebäude nahmen zu an Länge und Breite.

Seit wir die Sanitärräume so perfekt lüften, konnte man sie von der Fassade lösen und in die Mitte des Grundrisses stecken. Auch die Küchen durften weg vom Licht. Wir haben uns wirklich Mühe gegeben, die Schichten besser zu organisieren.

Grundrisskunde ist heute ein architektonischer Leistungssport . Doch der Schichtzwang blieb. Wir haben ihn unterdessen verinnerlicht und sagen: Schicht, das ist doch normal und überall. So wohnt und lebt man heutzutage.

Allerdings, wenn ich den Katalog wieder zur Hand nehme, spüre ich etwas ganz anderes: die Sehnsucht nach Raumhöhe nämlich.

Benedikt Loderer lebt als Stadtwanderer und Architekturkritiker in Biel. Er ist Mitglied des «Baustelle»-Kolumnistent

Ägypten verstrickt sich immer mehr in den Krieg im Sudan

Arne Perras

Wie gefährlich es ist, nach Gold zu buddeln, zeigen immer wieder Meldungen über verheerende Grubenunglücke in armen Ländern, etwa in Afrika. Auch im Sudan schürfen Menschen unter Einsatz ihres Lebens nach Gold, allerdings wird dort nicht nur mangelnder Arbeitsschutz zum Risiko. Wie eine Attacke vom Wochenende zeigt, sind Goldminen nun sogar Ziele für militärische Angriffe. Ein mutmasslich von Ägypten geführter Luftschlag tötete im Grenzgebiet zum Sudan Dutzende Goldsucher.

Auch wenn Kairo zu den jüngsten Vorwürfen zunächst nicht Stellung genommen hat: Es ist nicht die erste mutmasslich ägyptische Attacke dieser Art. Und womöglich nicht die letzte. Vieles spricht dafür, dass sich Kairo immer tiefer in den Krieg im Sudan verstrickt, auch militärisch. Wenn es zutrifft, was Analysten vermuten – dass Kairo die Kontrolle über den Goldabbau und -schmuggel im Grenzgebiet durchsetzen will –, dann zeigt das, wie wichtig der Handel mit dem wertvollen Rohstoff für Kairo geworden ist.

Die ökonomischen Verflechtungen Ägyptens in den Sudan werden es nicht leichter machen, den Krieg dort zu beenden. Aber auch die Vereinigten Arabischen Emirate (VAE) sind stark ins sudanesische Goldgeschäft involviert. Beide Länder stehen im sudanesischen Krieg auf unterschiedlichen Seiten: Kairo stützt die Armee, die VAE die Miliz RSF. Solange diese Frontstellung anhält und Milliarden mit dem Gold verdient werden, geht das Töten im Sudan weiter.

Nun hat Ägypten schon früher signalisiert, dass es seine Grenze sichern und illegalen Goldabbau auf seinem Territorium stoppen will. Nur dass der Grenzverlauf zum Sudan teils umstritten ist. Aber Goldsucher in ihren Camps mit Raketen beschiessen? Das sollte Juristen beschäftigen, die mutmassliche Kriegsverbrechen untersuchen.

Hört auf mit dieser peinlichen Debatte

SVP-Politikerin Céline Amaudruz muss sich fragen lassen, ob sie mit Kleinkindern Teil der Landesregierung sein kann.

Benno Tuchschmid

Die Schweiz ist ein eigentümliches Land.

Die Armee hat mehr Krisenherde als Kampfflugzeuge. Den Bauern geht wegen des Hitzesommers das Futter für die Kühe aus. Und das Verhältnis mit der EU steht ebenfalls auf der Kippe.

Das sind nur drei der grossen Probleme, für die ein künftiges Mitglied des Bundesrats Lösungen finden muss, nachdem Guy Parmelin seinen Rücktritt bekannt gegeben hat.

Die Schweiz aber beschäftigt zurzeit vor allem ein Thema: Kann man eigentlich das Land regieren, während man kleine Kinder zu Hause hat?

Oder genauer gefragt: Kann eine Frau Bundesrätin und zugleich Mutter kleiner Kinder sein?

Denn männliche Bundesratskandidaten dürfen heute absagen mit Verweis auf ihren Nachwuchs. So haben es vor eineinhalb Jahren Philipp Matthias Bregy und Martin Candinas (beide Mitte) gemacht. Wie modern!

Bei einer Kandidatin dagegen sind kleine Kinder noch immer ein Fragezeichen im Eignungsprofil. So derzeit bei der Genfer SVP-Nationalrätin Céline Amaudruz, Mitfavoritin und Mutter von zwei Kindern im Alter von einem und drei Jahren.

Der «Blick» fragt: Geht das? Um dann erleichtert festzustellen: Ja, das geht. Andere Medien nahmen ebenfalls, wenn auch unmotivierter, teil an der Debatte. Den originellsten Ansatz wählte die « Weltwoche ». Céline Amaudruz werde am Ende nicht trotz, sondern wegen der Kinder gewählt: «Das biografische Kriterium, das im linken Mainstream mit der damaligen Kandidatur von



Hat zwei kleine Kinder und das Land diskutiert darüber: Céline Amaudruz. Foto: Nicole Philipp

Evi Allemann auf den Sitz der kinderlosen SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga neu dazugekommen ist, dürfte Amaudruz zur absoluten Kronfavoritin machen.»

Darauf muss man erst kommen.

In der Sache ist es simpel. Wer mit kleinen Kindern in die Landesregierung will, der oder die soll kandidieren. Wer mit kleinen Kindern nicht in den Bundesrat will, der oder die soll eben nicht kandidieren.

Natürlich fehlt es Managerinnen, Bundesräten und anderen Eltern mit hoher Führungsverantwortung an Zeit, um ihre Kinder zu sehen. Dafür können sie sich Betreuungslösungen leisten, die exakt ihren Bedürfnissen entsprechen. Ganz im Gegensatz zu einem grossen Teil der arbeitenden Bevölkerung, der unter hohen Kita-Kosten ächzt, ja regelrecht erschöpft ist von der oft komplexen Familienlogistik. Hier fragt nämlich niemand: Geht das eigentlich?

Für all jene Frauen und Männer ist diese Kinderdebatte auch deshalb ein Hohn. Für alle anderen ist sie langweilig und verstaubt.

Am kommenden Donnerstag wird Céline Amaudruz wohl ihre Kandidatur bekannt geben. Ab dann stellen sich hoffentlich andere Fragen zu ihrer Person.